



Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Prinzeßchen.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Bis gegen Mitternacht hin blieb der Zustand des Patienten unverändert, dann zeigte sich eine gewisse Unruhe auf seinem Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß zunächst ein Laut vernehmlich geworden wäre, aber als sich Elfriede dann über ihn neigte, um liebevoll nach seinen Wünschen zu fragen, kehrten die fliehenden Lebensgeister noch einmal in den hinstorbenden Körper zurück.

„Hab Dank, mein geliebtes Kind,“ flüsterte er. „Hab Dank für Deine Treue! Du hast mir jede Stunde meines Lebens hell gemacht und keine Stunde dunkel. Hab Dank!“

Seine erkaltenden Finger umschlossen ihre Rechte, und während sein Antlitz sich mehr und mehr verklärte, suchten seine wohl schon umflorten Augen das Gesicht des jungen Mannes.

„Gib mir Deine Hand, Rudolf, ich habe Dir noch etwas zu sagen.“

Seine Worte waren nur noch wie ein Hauchen, und Diethelm mußte sich tief herabbeugen, um ihn zu verstehen.

„Nimm Dich meines armen Kindes an. Laß sie nicht einsam und freudlos durchs Leben gehen. Sie ist mein Vermächtnis an Dich. Nimm es an — sie hat Dich ja so lieb.“

In Diethelms Ohren brauste das Blut. Eine unfäglich beklemmende Empfindung schnürte ihm die Brust zusammen. Er fühlte, daß er eine Antwort geben müsse, und daß er nicht lange damit zögern dürfe, wenn sie das Ohr des Sterbenden noch erreichen sollte, und wie mächtig sich alles in ihm auch gegen die Flüge empören mochte, die Offenbarung der Wahrheit schien ihm doch so unmöglich, daß er sich nicht dazu aufraffen konnte, den Wahn des Scheidenden zu zerstören.

Er glaubte zu spüren, wie der Druck der eiskalten Hand nachließ und da brachte er in einer wahren Todesangst über die Lippen: „Sie soll nicht einsam und freudlos sein — ich schwöre es Dir. So lange ich atme, will ich sie hüten und hegen.“

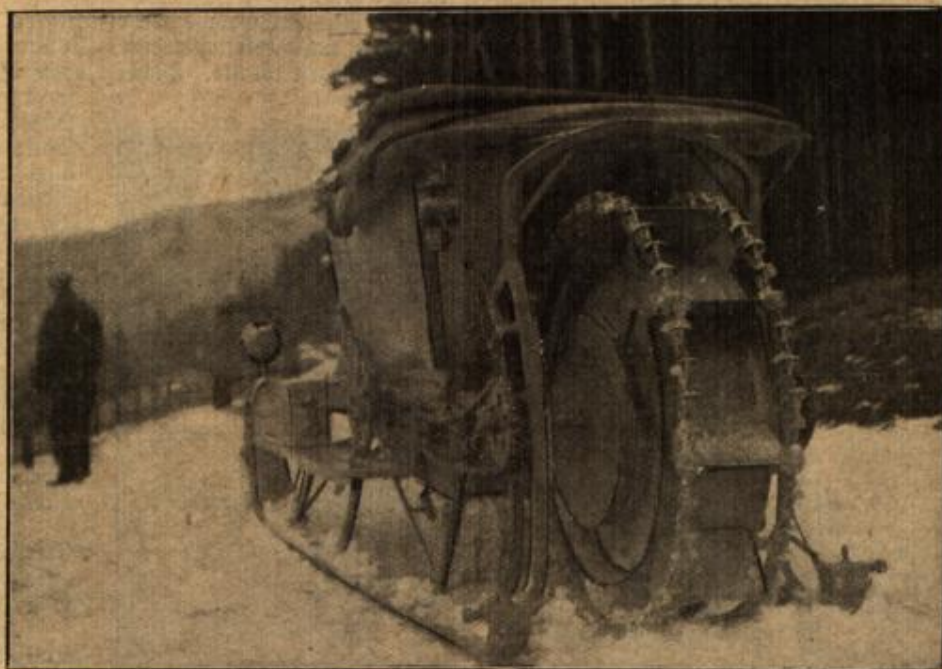
„Mein Sohn — mein lieber Sohn! — Gott — segne — Euch, meine — Kinder!“

Er machte eine letzte Anstrengung, um ihre Hände zusammenzufügen. Dann hob sich seine Brust in einem Atemzuge und mit geschlossenen Augen sank er tiefer in das Kissen zurück.

Aber der letzte Augenblick war noch nicht gekommen. Sie hörten das leise Röcheln des Todeskampfes und verharrten regungslos noch viele, viele Minuten lang, für deren Dauer sie keinen

Maßstab hatten und die ihnen unerträglich lang, schier unendlich dünkten. Und während dieser ganzen Zeit ruhten ihre Hände ineinander, wie die eines durch innigste Liebe verbundenen Menschenpaares. Diethelm fühlte, wie das warme Blut unter der weichen Haut dieser schlanken Mädchenhand pulsierte, und immer seltsamer, immer bänger und beflommener wurde ihm zumute.

Da plötzlich lösten sich die schlanken Finger, die er so lange umfaßt gehalten, und glitten zu dem Antlitz des alten Mannes hinauf. Sanft strichen sie über feingebrochenes Auge hin und dann ertönte wie aus weiter Ferne eine zitternde, erstickte Stimme: „Lebe wohl, mein Vater!“



Ein österreichischer Motorschlitten, der der Armee bei den Gebirgskämpfen gute Dienste leistet.

Und es war Rudolf Diethelm, als ob etwas in seinem Innern zerrisse. Laut aufschluchzend warf er sich über den Toten hin. Und lange lag er so, bis eine Hand seine Schulter berührte, und bis er die alte Manette sagen hörte: „Gelsen Sie

mir, das Fräulein auf ihr Zimmer zu bringen, Herr Doktor! Für sie müssen wir doch zuerst sorgen. Unserm armen Herrn ist ja wohl. Gott schenke ihm die ewige Ruhe."

Verwirrt richtete er sich auf und es durchfuhr ihn in heftigem Schrecken, als er sah, daß Elfriede neben dem Bett zu Boden gesunken war, mit geschlossenen Augen in tiefer Ohnmacht.

Er bedurfte des Beistandes der alten Dienerin nicht, um sie in ihr Schlafzimmer zu bringen. Auf seinen Armen trug er sie wie ein Kind und legte sie sanft auf das Bett nieder. Dann lief er nach seinem Gute und rannte in die Nacht hinaus, um den Arzt zu ihrem Beistande zu holen. —

Während des ganzen folgenden Tages kam Rudolf Diethelm kaum zur Besinnung. Er hatte alles auf sich genommen, was für die Beerdigung vorzubereiten und an Pflichten der Pietät gegen den teuren Entschlafenen zu erfüllen war. Und es war durch die Menge der umständlichen Formalitäten dafür gesorgt, daß er nicht Zeit fand, seinen schmerzlichen Gedanken nachzuhängen. Elfriede sah er an diesem Tage nicht. Den übermenschlichen Anstrengungen der letzten Wochen war die unvermeidliche Reaktion gefolgt und die Natur machte gebieterisch ihre solange mißachteten Rechte geltend. Der Arzt hatte streng verboten, irgend jemanden zu ihr zu lassen, und nur durch die alte Nanette konnte sich Diethelm über ihr Befinden unterrichten. Elfriede ließ ihm sagen, daß sie sich nicht ernstlich krank, sondern nur sehr müde und angegriffen fühle und daß sie ihm morgen selbst für alle seine Teilnahme und Aufopferung danken werde. Er aber sah diesem Morgen mit schwer bedrücktem Herzen entgegen, denn es war ihm, als müsse der nächste Tag eine verhängnisvolle Entscheidung bringen über sein ganzes künftiges Leben. Und nicht über das seine allein, denn es gab ja noch zwei andere Wesen, deren Schicksal von dem Ausgang seiner ersten Unterredung mit Elfriede Harders abhing; sie selbst und das liebe, lachende Geschöpf, das er erst vor wenigen Tagen mit unzerstörbaren Banden an sich gefesselt.

Zwei qualvolle Tage noch waren es, die er in diesem Zustande der Unentschiedenheit und inneren Hilflosigkeit verbrachte. Dann brach der Morgen an, da man Ludwig Harders irdische Hülle zu ihrer letzten Ruhe betten wollte. Und Diet-

helm nahm alle seine Kraft zusammen, um vor den Augen der anderen zu verbergen, wie traurig es in seinem Innern aussah.

Jede der drei Handvoll Erde, die er nach Beendigung der kurzen und einfachen Zeremonie, dem teuren Entschlafenen in seine letzte Ruhestätte hinabwarf, begleitete er mit einem stummen Gelöbniß, und als er dann inmitten der anderen fest und aufrecht den Kirchhof verließ, da war zwar eine tiefe Traurigkeit, aber zugleich eine wunderbare Ruhe in seinem Herzen, die Ruhe eines Kämpfers, der mit tödlichen



Vom Kriegsschauplatz in den Alpen: Eine vorgeschobene österreichische Telephonstelle an einem der zahlreichen kleinen Dolomitenseen.

Wunden, aber mit dem Bewußtsein des rühmlich erkochenen Sieges aus der Schlacht zurückkehrt.

Nur einige wenige vertraute Freunde des Verstorbenen begaben sich noch einmal in sein Haus, um der verwaisten Tochter ein letztes Wort des Trostes zu sagen. Und sie alle hatten sich schon wieder entfernt, als Diethelm auf Elfriede trat und ihr in gleicher Absicht die Hand reichte. Es war natürlich nicht seine Absicht gewesen, gerade in dieser bittersten Stunde ihres Lebens eine Aussprache herbeizuführen. Und er war auf nichts so wenig vorbereitet gewesen, als darauf, daß sie selbst solchen Wunsch hegen könnte. Höher kloppte ihm darum das Herz, als sie in ihrer gleichen, ruhigen Weise sagte: „Zum letzten Male danke ich Dir für alles, was Du in diesen schweren Tagen an meinem lieben Vater und an mir getan. Aber ich bitte Dich von Herzen, Dich nun Deiner Arbeit und Deinen sonstigen Pflichten nicht länger zu entziehen. Ich bedarf ja jetzt keines Beistandes mehr. Und so wert mir auch immer Deine Gesellschaft sein wird, jetzt bleibe ich doch wohl am besten ein paar Wochen oder Monate lang allein.“

„Du schickst mich fort, Elfriede?“ fragte er gepreßt, „gerade jetzt, wo ich Dir doch so gern etwas sein möchte?“

„Du wirst mir allezeit ein lieber Freund sein, Rudolf, auch in der Ferne.“

„Und nur ein Freund? Wenn ich nun den Wunsch hätte, mich eines anderen, besseren Namens würdig zu machen? Vergieb, daß ich in dieser Stunde solche Worte



Die türkische Palastwache des Sultans in Konstantinopel.

(Phot. Gito-Film.)

spreche, aber da Du mich doch aus Deiner Nähe verbannen willst, bleibst mir ja keine Wahl."

Er selbst empfand trotz dieser Rechtfertigung das Unzarte seines Beginneus. Aber er konnte nicht anders. Es mußte auf der Stelle klar werden zwischen ihm und ihr, er mußte vor etwas Unabänderliches und Unwiderrufliches gestellt sein, wenn er seiner selbst sicher bleiben wollte. Und es war merkwürdig, wie sie mit weiblichem Scharfsinn das alles erriet.

"Ich bin Dir darum auch nicht böse. Denn ich begreife wohl, daß es Dir am Herzen liegt, ein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Ich zürne Dir auch nicht, weil Du mich für schwach und töricht genug hältst, daß ich Dich beim Wort nehmen könnte. Damit aber, daß ich Dir von Herzen für Deine gute Absicht danke, damit ist dieser Gegenstand nun ein für allemal zwischen uns abgetan, nicht wahr?"

"Aber ich gebe Dir die heilige Versicherung, Elfriede, daß es mir ernst ist mit dem, was ich gesagt. Und nicht nur um des Versprechens willen, das ich Deinem Vater in seiner Todesstunde gegeben —"

Er stockte, denn die Lüge wollte ihm nicht über die Lippen. Und vor ihrem klaren Blick senkte er die Augen.

"Sollten wir mit einer Unwahrheit auseinandergehen, Rudolf? Willst Du mir den Schmerz antun, gering von Dir denken zu müssen? Verstehst Du Dich so wenig auf das Herz einer Frau, daß Du es unternimmst, mich zu täuschen? Ich weiß, daß ich keinen treueren und besseren Freund auf Erden mehr habe als Dich. Aber ich weiß auch, daß Du mir niemals mehr sein könntest als ein Freund. Warum, da es doch nicht in meine Macht gegeben ist, etwas zu ändern, warum willst Du es mir verhehlen?"

Da neigte er den Kopf und schwieg. Hätte es ihr und sein Leben gegolten, jetzt wäre er nicht mehr imstande gewesen, sie zu belügen.

"Wir wollen einander bleiben, was wir uns bisher gewesen sind," fuhr sie in unerschütterlicher Ruhe fort, "und der Gewinn für mich wird viel größer sein, als wenn ich jetzt ein Opfer von Dir annehme, das keinen von uns glücklich zu machen vermöchte. Sei versichert, daß ich ehrlich und aufrichtig zu Dir spreche und daß nicht die leiseste Regung von Bitterkeit in meinem Herzen ist. Willst Du mir beweisen, daß Du jetzt ebenfalls ohne Groll von mir scheidest?"

"Fordere von mir, was Du willst, Elfriede," erwiderte er mit verschleierter Stimme, "es gibt nichts, das ich nicht täte, um Dir zu zeigen, wie unsäglich tief meine Verehrung für Dich ist."

"Auf solche Verehrung habe ich ganz und gar keinen Anspruch. Aber ich möchte gern die tröstliche Ueberzeugung behalten, daß ich wirklich Deine Freundin bin, und darum bitte ich Dich um ehrliche Antwort auf eine Frage: Du hast bereits ein Wesen gefunden, dem Du Dein ganzes Leben zu eigen geben möchtest?"

"Da Du es wissen willst, und da ich ein Elender wäre, wenn ich Dich täuschen könnte — ja."

"Und möchtest Du mir nicht etwas von ihr erzählen? Gibt es eine Hoffnung für mich, daß auch sie mir dereinst, wenn ich den Wunsch hegen sollte, wieder zu den Menschen zurückzukehren, eine Freundin werden könnte?"

Er hätte vor ihr niederfallen mögen, um ihre Füße und den Saum ihres schwarzen Trauergewandes zu küssen. Wo war der Mann, der ihrer wert gewesen wäre? Er, der Schwache, der tagelang mit der Leidenschaft seines erhitzten Blutes hatte kämpfen müssen, um sich zu einem Entschluß der Pflichterfüllung aufzuraffen, er war es sicherlich nicht.

Mit stockender, anfangs oft versagender Stimme begann er ihr von Martha zu erzählen, von den Umständen, unter denen er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, von dem Erwachen

seiner Liebe zu ihr, von der sonnigen Fröhlichkeit, die sie umstrahlte, von der unschuldsvollen Kindlichkeit ihres Gemüths. Und Elfriede hörte ihn nicht nur geduldig an, sondern sie bewies auch durch zahlreiche Fragen, wie ehrlich und warmherzig ihre Theilnahme an seinem jungen Glücke war. Wohl eine Stunde oder darüber saßen sie so beieinander und Rudolf Diethelm hatte schier vergessen, unter wie seltsamen Umständen er ihr von seiner Liebe und seiner Verlobung sprach. Da kam die alte Nanette ins Zimmer, um irgend eine Bestellung an ihre junge Herrin auszurichten, und mit ihr zugleich drang ein beflummender, süßer Duft herein, wie von Totenkränzen und Grabesblumen. Da erhob sich Rudolf Diethelm erblickend von seinem Stuhl.

"Vergib mir, Elfriede," bat er, als die alte Dienerin wieder hinaus war. "Und verachte mich nicht als einen erbärmlichen Egoisten, weil ich mich so weit vergessen konnte, Dir heute, — gerade heute von dem allen zu reden."

"Ich habe Dich ja selbst darum gebeten," erwiderte sie mit einem kleinen wehmütigen Lächeln. "Und es gibt da nichts zu verzeihen. Es müßte traurig um mich bestellt sein, wenn mir fremdes Glück weh tun könnte, nur weil ich selber nicht glücklich sein kann."

Er küßte ihre Hände und sie ließ es geschehen. Dann aber drängte sie ihn zu gehen: "Du kannst jetzt den Nachmittagszug noch erreichen. Und ich will nicht, daß Deine Verlobte Dich noch länger entbehre."

Bis an die Tür des kleinen Hauses, darin es nun noch stiller sein würde, als bisher, gab sie ihm das Geleit. Sie nahm ihm das Versprechen ab, ihr gelegentlich einmal zu schreiben und verhielt ihm, daß er nicht vergebens auf Antwort warten würde. Ihm aber war's, da er die Tür hinter sich zufallen hörte, als hätte er heute außer seinem väterlichen Freunde noch etwas anderes begraben, etwas Teueres und Unerseßliches, dessen Verlust ihn mit tiefem Weh erfüllte, wenn er auch in diesem Augenblick nicht wußte, welchen Namen er ihm geben sollte.

Und weil er in dieser Stimmung nicht zurückkehren mochte zu seinem lachenden Glücke, blieb er noch bis zum nächsten Morgen, ohne das Zimmer auch nur zu einem Spaziergange zu verlassen, in seinem Hotel.

"Fräulein Rudloff ist ausgegangen und Fräulein Bredow wohnt schon seit vier Tagen nicht mehr bei uns. Wenn der Herr Doktor sich einen Augenblick gedulden wollen — ich habe mir wegen der Abmeldung ihre neue Adresse notiert."

Das war die Kunde, mit der Fräulein Rudloffs Dienstmädchen Rudolf Diethelm am nächsten Vormittag empfing. Er war überrascht und erzürnt, denn daß Martha seinen ausdrücklich kundgegebenen Wunsch so offenbar mißachtet hatte, bereitete ihm eine sehr peinliche Enttäuschung. Immerhin aber mochte sie besondere Gründe gehabt haben, die ihre Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen ließen, und da er sich ja auch ihr gegenüber nicht frei von Schuld fühlte, beschloß er trotz seines Verdrusses, ihr keinen Vorwurf zu machen, ehe er ihre Rechtfertigung gehört habe.

Es konnte ihn nicht in Erstaunen setzen, daß ihm das Mädchen als Marthas neue Adresse die in einer ziemlich vornehmen Gegend gelegene Wohnung einer Frau Opitz nannte, und er zögerte nicht, sich dahin zu begeben.

Eine kleine, dicke Dame, die trotz ihres sorgfältig frisierten Haars und ihrer gepuderten Kleidung einen wenig angenehmen Eindruck auf ihn machte, öffnete ihm in eigener Person. Als er seinen Namen genannt, erschien ein eigentümlich verlegener Ausdruck auf ihrem Gesicht.

(Schluß folgt.)

Weihnachtsbrief an unsere Feldgrauen.

Wie fühlen sonst sich Menschen reich,
Die Weihnachtsgaben versenden;
Wie fühlen wir diesmal uns Bettlern gleich,
Wenn wir Euch Feldgrauen spenden!

Was wir Euch schicken in Feindesland,
Was wir Euch heimlich bereiten;
Wie scheint das alles nur kleinlicher Tand
Neben dem, was Ihr uns erstreitet!

Was könnte von unsern Gaben man
Mit Euren Opfern vergleichen!
Nehmt, liebe Jüngens, reichlich an
Nur so als Liebeszeichen.

Wir hoffen, daß Gott Euch Sieg verleihet,
Und uns aller Sorgen entledigt.
Uns klingt das Lied Eurer Tapferkeit,
Wie eine gewaltige Predigt!

Gleich jungen Priestern habt Ihr hier
Vielen die Hände gefaltet!
Euch pflegen und danken wollen wir,
Wenn wieder Frieden waltet!

Unser Sorge leidet bei Tag und Nacht,
Und möchte Euch immer begleiten!
Wie oft sind Nachts wir aufgewacht,
Um im Geist mit Euch zu streiten!

Wie rückt da zu unserer Qual
Die Stunden langsam und bleiern!
Heute wollen wir aber einmal
Ganz fröhlich mit Euch feiern!

Daß uns so manche Ferne trennt,
Soll uns den Trost nicht rauben;
Wir werden, wenn der Tannenbaum brennt,
Euer Singen zu hören glauben!

Das Weihnachtslied und das Kaiserlied
Soll hell zum Himmel schlagen!
Wenn endlich — bald Ihr heimwärts zieht,
Sollt Ihr Siegeskränze tragen! *may more.*

* Die Liebesgabe. *

Eine Weihnachtsgeschichte von Räte Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem großen, verschneiten Parkplatz zwischen Verny und Sotheau an der Aisne im Norden Frankreichs hatten vor kurzem noch die mutigen, siegesgewissen Bayern ihr starkes süßliches Braumbier gebraut! . . . Nun waren sie längst weiter und der Platz war frei für andere.

Der Hauptmann Seibert von der Munitionskolonne nahm — just drei Tage — vor dem heiligen Fest des Friedens und der Liebe — hier Quartier mit seinen Leuten. — Auf dem freien, weiten Platz wäre es ihnen freilich jetzt zu kalt geworden. Aber hier standen behagliche kleine Hütten aus Preßstroh beieinander. Und drinnen sah es wohllich genug aus. Ein Tisch — eine Lagerstatt mit reinlichem Stroh, eine Bank . . . überall. Hier und da wohl gar eine Decke — ein requirierter Teppich. — Und Walter Seibert nickte und dachte zufrieden bei sich, daß es hier immerhin noch besser sei, wie die letzte Zeit in dem zugigen, verschneiten Freiquartier unter freiem Himmel! — Und bezog ein Hüttlein . . .

Sein Feld-Artillerie-Regiment Nr. . . . hatte es nicht leicht diese letzten Wochen gehabt. Dafür war jetzt Ruhe angesagt. — In seiner Kolonne fehlte der jüngste Leutnant, ein blutjunges, rosiges Kerlchen von noch nicht ganz zwanzig Jahren. Er lag bei Verdun — und seine Mutter wußte jetzt — ganz sicher aber doch zu Weihnacht, daß er wie ein Held — eingegeben zum Eisernen Kreuz — gefallen war! — Hauptmann Seibert hatte ihr das in einem längeren Schreiben mitgeteilt. . . . Er hatte ja sonst niemand, dem er einen Privatbrief hätte senden können. Seine Eltern waren längst gestorben, Geschwister oder Verwandte besah er nicht. Die Kameraden standen mit ihm im Felde. Also hatte er sonst keine Verpflichtungen zu erfüllen. . . . Und dabei wollte es jetzt Weihnachten werden!

Sie hatten schon alle ihre großen Pakete erhalten. Nur er nichts. Nun ja — das konnte doch auch gar nicht anders sein. Wer sollte ihm denn wohl etwas schenken? — Er hatte niemand.

Und doch. . . .

Ganz heimlich kauerte in einem Winkel seiner Seele eine scheue, stille Hoffnung und schrie ihren Weihnachtswunsch unablässig hinaus.

Da war doch Eine, auf die er einen Herzsichlag lang gebaut hatte. Eine Feine, Stolz, Blonde, Schöne. . . .

Er hatte nur vergessen, daß sie eben zu stolz und schön für ihn war, als daß sie ihm einen Gruß hätte senden können. . . .

Er hatte sie immer lieb gehabt und sie doch niemals zu seinem Weibe begehrt. Warum nicht — fehlte es ihm an Mut? O nein! — Hauptmann Seiberts Brust schmückte das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Er war ein Held.

Seine größte Heldentat aber war doch gewesen, daß er Hilfe Segewalts Liebe nicht pflichtete.

Warum er das nicht getan? —

Sie war das Kind einer englischen Mutter und hatte nicht das flammende Gefühl der Heimatsliebe von ihrem deutschen Vater ererbt. — Daran erkältete sich Hauptmann Seibert immer von neuem. Und dennoch hatte es ihn zu ihr hingezogen. Dennoch wollte er sprechen. . . . Er war noch acht Tage nach der Mobilmachung in seiner Garnison, in welcher auch sie neben ihrem Vater lebte, verblieben, hatte noch Refruten ausbilden müssen. . . . ehe er fort durfte. . . . Und hatte schließlich doch nicht das entscheidende Wort gesprochen. . . . Die Stunde, welche der Zufall schuf, indem er die Geliebte in seinen Weg führte, ließ ihn erkennen, daß sie sich, auch nachdem England an Deutschland den Krieg erklärt hatte, noch immer nicht voll und ganz als Deutsche fühlen konnte.

Darum er zuletzt nur mit einem losen, kühlen Händedruck von seinem goldenen Traum geschieden. . . .

Und nun war eben alles aus! — Kein Weihnachtslicht. Kein Weihnachtsglück für ihn bereit. Höchstens die Pflicht, seinen Leuten ein deutsches Friedensfest zu schaffen, indem er eine würdige kleine Feier abhielt. — Er wollte nicht mehr an sie denken und dachte doch unentwegt an sie, indem er sich mit ihrem einzigen Bruder beschäftigte, der, als er seine Garnison verließ, in der Prima des Gymnasiums saß. . . .

Wenn sie gewollt hätte — würde der starke, deutsche Junge mit in den Kampf hinausgezogen sein — aber — sie wollte natürlich nicht, daß er gegen England Front machte. Und eine harte Bitterkeit stritt in ihm gegen die flutende Liebe, die in dieser stummen Einsamkeit wiederum aufgewachsen und ihn besiegen wollte. . . .

Die nächsten Tage gingen still dahin. — Er sah sich in Verny um, requirierte eine Dreschmaschine, kaufte gegen Vergabe von Bohnen, die vielleicht niemals eingelöst werden würden, Kartoffeln auf — und richtete sich mit den kleinen rauchenden Defen in den Hütten aus Preßstroh allmählich ein. — So kam der Tag heran, welcher daheim im Vaterland der heilige Christtag genannt wurde.

Die Feldpost war gestern ausgeblieben. — Der Mann, welcher von der Kolonne aus auf dem kleinen Dogcart alle zwei Tage zur Feldpost fahren mußte, um die eingetroffenen Sachen abzuholen, konnte nicht zum Ziel gelangen. Denn die Wege waren verschneit und er hatte keine Helfer, die ihm die Stege ebneten, mitgenommen. — Heute freilich war er noch in Begleitung von drei Soldaten davon. Und Hauptmann Seibert stand an dem kleinen, schiefeingedeckten Fenster und sah sehnsüchtig — ohne, daß er es selbst ahnte — hinaus, seine Rückkehr erwartend. Er kam — brachte eine ganze mächtige Last voll Briefe und lose gewordenen Liebespäckchen mit — aber für den Hauptmann fand sich nichts darunter vor. . . .

Der wurde blaß und unruhig. Ein eigenes Gefühl harter Kälte schlich ihm durch die Glieder.

Hatte er denn immer noch auf etwas gehofft?

Er gestand es sich auch in diesem Augenblick nicht ein. Aber es war so. Erst jetzt fror er in einer zunehmenden eisigen inneren Kälte.

Er zögerte den Beginn der kleinen Weihnachtsfeier heraus, so lange es nur irgend ging. — Endlich mußte aber doch damit begonnen werden. Und nun entzündeten sie umständlich mit steifen Fingern die kleinen mühselig zusammengekauften acht Lichtlein an der schlanken schönen Tanne, die sie aus einem nahen Walde einfach herausgeschlagen hatten — und einer stimmte das alte süße Lied von der stillen, heiligen Nacht an. . . .

Es kam aber nicht zu Ende! — Ein anderer — ein junger, zarter — Blondkopf, der auch schon das Eiserne Kreuz auf dem Rock trug, brach plötzlich in lautes Schluchzen aus. . . .

Ihm war daheim die Mutter gestorben und die Post hatte ihm just heute die Nachricht gebracht. —

Nun sang plötzlich nur der Hauptmann Seibert noch allein. Aber auch er verstummte, sobald der zweite Vers verklungen war. . . .

Sie hatten die kleinen Gaben erhalten und waren wieder fort. . . . Seibert saß allein in einer Ecke. Am Fenster stand Leutnant Frost und starrte hinaus. Alles war ganz still.

Plötzlich knarrte ein Wagen in der Nähe. Das kleine Gefährt hielt an. Ein Soldat stapfte herein. Ein Infanterist.

„Schwerverwundeter — Herr Hauptmann,“ — Meldung mit der Hand am Helm. Seibert ward plötzlich ganz wach und stark.

„Fahren Sie ihn nach Verny.“

„Herr Hauptmann, komme eben daher. Alles voll. Auch unsicher.“

„Um — ja — wo ist der Verwundete?“

„Im Stroh auf meinem Wagen, Herr Hauptmann.“

Ein Augenblick des Nachdenkens, dann ein Nicken: „Gut — schicken Sie ihn herein. Morgen früh kommt der Oberstabsarzt. Da wird er Hilfe bekommen.“

Und er wurde gebracht —

Hauptmann Seibert zuckte auf, als er das junge, weiche Gesicht, das die ihm so wohlbekannten geliebten Züge trug, sah. — Das war doch der Bruder der Geliebten. . . .

Er mußte sich irren — sie würde es ja niemals zugegeben haben, daß er gegen England kämpfte. Aber es war doch so! —

Mit sanften geschickten Händen entkleidete Hauptmann Seibert den jungen Freiwilligen. Er war bewußtlos und wachte nichts vom heiligen Abend und seinem Rauber. Als er die Witwka fortlegen wollte, entglitt ihr ein Brief. Die Handschrift kannte er doch. . . . Es war die der Geliebten. Er wollte nichts lesen und nichts sehen. Um keinen Preis. Fremdes Gut mußte heilig bleiben. Warum aber war der Brief so gefallen, daß die großen, festen Schriftzüge ihn offen anblickten. Nun ging es gar nicht anders. Hauptmann Seibert mußte doch lesen. Und er tat es —

„. . . Nun ich Dich draußen weiß, bin ich ruhiger,“ schrieb sie. „Mach's gut, was ich versah, lieber Bruder. Ich weiß jetzt, daß ich nur eine Deutsche bin. . . . nichts als das. Und weiß noch mehr. . . . Weiß ferner, daß ich selig gewesen wäre,



Weihnachtsfeier in einem deutschen Lazarett.

Der
die
die
Die
stark
föhrer
von
Gebirg
Weib
Der

W
Win

deutsch
den
die
als
zu
schwer
Heinde
auf
langer
Darauf
Winf
Btg.
folgt

verb
wer
nicht
Tru
die
dosla
ein
mach
gari

In
fort
von
lassen
merall
Gener
tentu
enen
mung
brutal
Soldat
tagtäg
the
weiter
Solom
Wort
nen
Witt

wenn ich eines Deutschen Offiziers Braut hätte werden dürfen. Aber dessen war ich nach allem nicht wert. Du weißt schon, an wen ich denke, Bruder. Siehst Du ihn draußen irgendwo — dann schreibe es mir. Denn ich leide viel um ihn. Er selbst darf natürlich davon nichts ahnen."

Hauptmann Seibert lag plötzlich in dem kleinen engen Gättlein auf den Knien und hatte die Lippen auf diesen Brief gepreßt. Er dankte dem gütigen starken Gott der Deutschen für diese Liebesgabe — die herrlichste und schönste, welche er jemals an einem Christabend erhalten hatte —.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

"Your health, Walter," fuhr er, sein Glas erhebend fort. "Laßt uns einmal den Tropfen probieren." Dann klangen die Gläser zusammen und der Erfolg zeigte bald, daß William Rose das rechte Mittel gewählt hatte. Die schlechte Stimmung seines Bruders schwand sichtlich. Und als Frau Alara nach einiger Zeit meldete, daß die Weihnachtstafel angerichtet sei, da grüßelte Walter Rosen nicht mehr über den Spielgewinn und die Geschenke und die sonstigen moralischen Qualitäten seines Bruders, sondern er war mit Leib und Seele bei dessen Vorschlag, so schnell als möglich nach dem Feste energisch auf die Suche nach den verborgenen Schätzen zu gehen.

Mamsell Minchen kam aus der Verwunderung nicht mehr heraus. Seit zwei Tagen betrachtete sie nun schon kopfschüttelnd und händeringend den amerikanischen Besuch.

"Was sagen Sie dazu, Johann," fragte sie den alten Diener, der eben mit einem Tablett in die Küche kam.

"Das ist ja, als wenn wir einen Specht im Hause hätten," lachte der Diener. "Das klopft und hämmert schon seit zwei Tagen in allen Ecken und Winkeln."

Der Alte hatte vollkommen recht mit seinem Vergleich. Wo immer sich William Rose aufhielt, da klang es in gleichmäßigem hellen Schlag taf, taf, taf, taf, taf durch den Raum. Als Mamsell Minchen es das erste Mal von weitem hörte, war sie überrascht und neugierig dem Klange nachgegangen. Und dann hatte sie den Amerikaner in einem der Turmzimmer entdeckt. In Hemdsärmeln, die Frisur ein wenig verwildert, Staubspuren an Weste und Beinkleid. Hoch oben auf einer Leiter stand er, die getreue Schaggspeife im Mund, einen langstieligen Hammer in der Rechten, ein leichtes Brettchen in der Linken.

Eine Weile war Mamsell Minchen stehen geblieben und hatte dem wunderlichen Beginnen erstaunt zugegesehen.

Taf, taf, taf, schlug der leichte Hammer auf das Brettchen, welches William Rose unaufhörlich von einer Mauerstelle zur andern schob. Dann hatte Onkel William die alte Mamsell entdeckt und bestellte sich bei ihr als Belohnung für seine fleißige Arbeit eine Flasche Selterswasser. Sie führte den Auftrag aus und blieb dann so lange wie möglich in seiner Nähe. Da hörte sie dann, wie es immer wieder und unaufhörlich taf, taf, taf klang und wie dann der Schlag plötzlich ganz dumpf wurde.

"Was ist denn das," rief sie unwillkürlich.

"Das ist ein Schornstein, eine Rauchröhre, Mamsell Minchen. Da klingt es dumpf und hohl," meinte der Amerikaner. "Gohle Stellen suche ich, aber keine alten Schornsteine," und unermüdetlich hatte er weiter gearbeitet.

Der erste Tag war vergangen. Als man sich zur Abendtafel niederließ, trat Onkel William mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt an, obwohl seine Arbeit bis dahin erfolglos war.

"Glaubst Du denn wirklich, daß das überhaupt noch Zweck hat?" fragte Walter Rosen in seiner apathischen und neurosthenischen Weise.

"Wir müssen es versuchen, Walter, wer nichts sucht, kann auch nichts finden," lautete die kurze Erwiderung Williams.

Und nun war er mit unvermindertem Eifer am zweiten Tage bei der Arbeit.

"Johann, was soll das nun bloß noch werden," fragte Mamsell Minchen zum vierten Male den alten Diener.

Der fragte sich sehr lange und sehr nachdenklich hinter dem rechten Ohr.

"Ich meine man, Mamsell, wenn er Hohlräume sucht, dann täte er besser, in den Keller zu gehen. Da klingt es doch an mancher Stelle ganz hohl."

Onkel William war wieder gerade mit einem Zimmer fertig, und trug es als erledigt in einen skizzenhaften Plan ein. Dabei machte er eine oberflächliche Rechnung auf. Zehn

Zimmer hatte er in anderthalb Tagen derartig abgeklopft. Fünzig waren im ganzen Schloß vorhanden. Da war die Rechnung leicht. Reichlich vierzehn Tage würde er in dieser Weise zu tun haben. Das konstatierte er gerade als Ergebnis seiner Betrachtungen, als Mamsell Minchen sich wieder in seiner Nähe zu schaffen machte.

"Ja, Mamsell, man hat auch seine Arbeit," versuchte William Rose zu scherzen.

Die alte Mamsell drückte ein Weilschen. Dann begann sie stockend und unsicher zu reden.

"Ich meine man, Mister Rose, wenn Sie Hohlräume suchen, da meint der Johann, da wären an den Kellerwänden leichter welche zu finden."

William Rose überlegte einen Augenblick. Schließlich war es ganz egal, an welcher Stelle er seine Arbeit weiter führte. Die Hauptsache war nur, daß er keine Stelle ausließ und nicht unnötig dieselben Stellen doppelt bearbeitete.

"Well! der Johann kann mir die Stellen ja mal zeigen," meinte er dann und folgte der Mamsell nach unten. Mit einer alten mächtigen Laterne versehen, ging Johann voran. Dann folgte William Rose und dann kam als letzte Mamsell Minchen. Sie liebte den alten dumpfigen Tieffeller ganz und gar nicht. Aber heute war die Neugierde mächtiger als die Abneigung.

"Wenn man alles überlegt," dachte der Amerikaner bei sich, "so ist die Wahrscheinlichkeit hier jedenfalls größer als in den oberen Räumen. Die Gefahr eines Brandes ist hier am geringsten."

Und während Johann sofort auf eine bestimmte Stelle der Wand lossteuerte, breitete der Amerikaner gemächlich seinen Plan aus, um sich erst einmal über die Lage des Kellers zu orientieren.

Rauchröhren oder Schornsteine waren hier nicht zu erwarten. So ging er denn sofort an die Arbeit. Wieder rückte das Brettchen von Stelle zu Stelle. Wiederum fiel das Hammerreisen in regelmäßigem Takt darauf.

"Nu ist der Specht im Keller," dachte der alte Johann bei sich.

Da plötzlich wurde der Schlag ganz dumpf und dröhnend. Ein Hohlraum!

William Rose spürte, wie ihm das Blut schneller durch die Adern schoß. In einer Sekunde wirbelten ihm allerlei Zukunftsbilder durch den Sinn. Er sah sich in Newyork als gefeierten und angestaunten Entdecker. Er träumte davon, daß seine Firma die anderen großen Importeure, die Wildenstein und wie sie alle hießen, weit überflügelt habe, sah die Vandalbildts und Rodesellers in seinen Ausstellungsalon fluten. Und dann zwang er sich gewaltsam zur Ruhe und setzte seine Untersuchung planmäßig fort. In wenigen Minuten hatte er die Grenze zwischen massivem und hohlem Mauerwerk genau mit Kreide bezeichnet. Da stand etwa in Brusthöhe ein ziemlich großes Rechteck in breiten Kreidestrichen auf der alters-schwarzen Wand. Schweigend legte er Hammer und Platte beiseite und begab sich in das Studierzimmer seines Bruders. Der legte einen Brief beiseite, als er ihn kommen sah.

"Du hier, Wilhelm! Was gib't's?"

"Ein Hohlraum!"

Wie elektrisiert sprang der andere auf und war sofort an der Arbeit.

"Laßt uns die Stelle sofort aufschlagen."

"Dazu bin ich hierhergekommen. Ich möchte Dich gern dabei haben."

Wenige Minuten später betrat Walter Rosen den Keller. Meißel und Hammer waren schnell zur Stelle und beim ungewissen Laternenschein ließ der Amerikaner den schweren Hammer gewaltig und gewichtig auf den Meißelkopf niederfaulen. In großen Stücken flogen die alten Backsteine aus der Wand. Jetzt fuhr der Meißel ins Leere, jetzt klappte eine dunkle Lücke und nun ging es schnell weiter. In zehn Minuten war das ganze ausgezeichnete Biered herausgeschlagen und das

Licht der Laterne fiel in die Höhlung. Es beleuchtete einen dunklen, rostbraunen, unscheinbaren Kasten.

Der Amerikaner faßte mit beiden Händen zu und hob diese eiserne, außen völlig verrostete Kassette aus dem Hohlraum heraus.

„Pu! sie ist rostig und staubig. Doch was schadet's, wenn nur der Inhalt gut ist,“ meinte er dann. „Wir wollen sie in Deinem Zimmer bei Tageslicht in aller Ruhe untersuchen.“

Dann packte er Hammer, Meißel und die Kassette und schritt voran, wieder dem Tageslichte entgegen.

Zitternd vor Aufregung beobachtete Walter Rosen, wie sein Bruder mit einer unerschütterlichen Ruhe allerlei Zeitungspapier auf den großen Studiertisch ausbreitete.

„Beeile Dich doch, Wilhelm,“ schrie er endlich aufgeregt. „Wir wollen doch sehen, was drin ist.“

„Gewiß, Walter, aber den Schlüssel zur Kassette hast Du wohl ebenso wenig wie ich. Wir müssen sie aufschlagen und dazu ist die Unterlage gut.“

Und dann stellte der Jüngere die alte rostige Kassette auf das Papier und setzte den Meißel an das eiserne Schloßband. Ein einziger kräftiger Schlag genügte, um das Band zu sprengen, denn bis auf einen schwachen Kern war es bereits in Rost übergegangen.

Knarrend hob sich der Deckel. Der Inhalt wurde sichtbar.

Zuerst ein seidenes Tuch, das früher einmal rot war und durch die Feuchtigkeit stark gelitten hatte. Denn es zerbröckelte hier und dort, als William Rose es vorsichtig auseinander faltete. Stück um Stück zog der Amerikaner den alten modrigen Bunder ab. Und nun wurden Perlen sichtbar. Wohl zweihundert an der Zahl. Schöne auffallend große und ebenmäßige Exemplare. Aber aller Glanz war von ihnen gewichen. Ihre Oberfläche zeigte ein mattes einfaches Weiß.

Walter Rosen blickte unmutig auf das Ergebnis. „Das scheint ja eine schöne Bescherung zu sein. Die Kasse hat wohl alle Perlen verdorben.“

„Im Gegenteil,“ rief William, „die Kasse hat sie gerettet.“

Und schon hatte er aus seinem Werkzeugkoffer ein großes weiches Rohseidentuch genommen und begann vorsichtig eine Perle nach der anderen abzureiben. Und schon nach wenigen Strichen mit dem trockenen frischen Tuch verschwand die störende Schicht und die einzelnen Perlen erstrahlten in schönem gleichmäßigen Perlmutterglanz.

„Die Feuchtigkeit hat sie gerettet,“ erklärte der Amerikaner bei der Arbeit. „Säßen sie dreihundert Jahre lang völlig trocken gelegen, so wären sie gestorben, wie das so mancher edlen Perle passiert ist. Dann hätten wir keine schimmernden und schillernden Tränen des Meeres gefunden, sondern einfache weiße Kalkkugeln, gerade gut genug, um als Kinderspielzeug zu dienen. Sonst aber wertlos und unbrauchbar. Die Feuchtigkeit, die alles andere zerstört, hat gerade die Perlen gerettet. Und sich hier das wundervolle zweiteilige schwebgoldene Ketten-schloß. Sicherlich ist ein vollkommenes Perlengehäus in den Kasten gelegt worden. Aber die Schnur, auf welcher die Perlen aufgezogen waren, ist längst vermodert und vergangen.“

Dann kehrte der Amerikaner zu seinem Koffer zurück, den er hier für seine Arbeiten im Atelier untergebracht hatte und der die verschiedensten merkwürdigen Dinge enthielt: Chemikalien, allerlei Lächer und eigenartige Werkzeuge.

William Rose brachte ein langes Zuchtenlederkästchen zum Vorschein, das mit roter Seide ausgeschlagen war. Mit liebevoller Sorgfalt legte er die Perlen Stück um Stück auf die Seide. Da lagen sie in vierfacher Reihe und schimmerten im feuchten Glanze des ewigen Meeres.

„Zweihundert Perlen, Walter! . . . — Ich bin sicher, es ist eine vierreihige Kette gewesen. Da haben wir wohl das sagenhafte Colliarium, um welches eine alte Wildgräfin die Grabesruh verlor.“

Walter Rosen betrachtete mit wachsendem Interesse den Schmuck, der sich da vor seinen Augen auf der leuchtenden Purpurseide von neuem zusammenfügte.

„Die Perlen hätten wir ja nun,“ rief er, „aber die Madonna leider immer noch nicht.“

William Rose sah seinen Bruder erstaunt an.

„Aber das war doch vorauszu sehen, daß wir in dieser Höhlung und Kassette das Bild nicht finden würden. Gott sei Dank! sage ich. Denn hätte man es hier verborgen, so hätten wir nur Moder und Schimmel anstatt des Bildes gefunden . . .

Im übrigen,“ fügte er hinzu, während er die letzten Perlen in das Kästchen legte, . . . „im übrigen können wir auch heute schon recht zufrieden sein. Was meinst Du, was dieser Schmuck hier wert ist?“

„Ich habe keine Ahnung, Wilhelm, aber ich denke, Perlen sind nicht billig.“

„Nein, sie sind nicht billig und besonders dann nicht, wenn man zweihundert so wunderschöne große und gleichartige Exemplare beisammen hat. Wenn Du die einzelnen Perle ganz billig mit 500 Mark taxierst, kommen bereits 100 000 Mark zusammen.“

Ein Leuchten huschte über die grämlichen Züge des Älteren. William Rose schloß das Kästchen und stellte es beiseite.

„Nun weiter,“ rief er. „Da liegen ja noch allerlei Dokumente. Vielleicht finden wir hier doch noch Hinweise auf das Bild.“

Walter Rosen warf einen zweifelnden Blick auf die vermoderten Blätter, welche sein Bruder mit unendlicher Vorsicht und Sorgfalt aus der Kassette nahm und sofort in mehreren flachen Glaschalen blattweise unterbrachte.

Die sahen allerdings trübe aus. Eine dichte Schicht von allerlei Pilzen bedeckte die Blätter, so daß keinerlei Schrift zu erkennen war. Stellenweis hing der Schimmel in langen Bärten an dem Pergament.

„Meinst Du, man wird diese Dokumente wirklich jemals lesen können,“ fragte Walter Rosen zweifelnd.

„Das laß nur meine Sorge sein, Walter,“ erwiderte der Jüngere, während er das letzte Blatt in eine Schale legte und dann die Kassette umkehrte, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich leer sei. „Wozu gibt es Sublimat und Tanin und allerlei andere nette Pülverchen und schließlich die Photographie. Das werden wir schon wieder lesbar machen.“

„Sieh mal, Walter, die Sache ist ja ganz einfach,“ erklärte der Amerikaner, während er zwischen allerlei Flaschen und Schüsseln umherwirtschaftete. „Erst muß die ganze Pilzflora getötet werden. Dazu war das Sublimat gut. Und dann mußte die Pilzmasse aufgelöst werden, während das Pergament und die Schrift nicht angegriffen werden dürfen. Da habe ich mir so einen besonderen Stoff zusammengebraut, der mir schon manchmal gute Dienste geleistet hat . . . Halt, Walter! nicht zu dicht mit der Nase heran. Der Stoff stößt Blausäure aus.“

Aber mir schien doch, Wilhelm, als hätte ich da schon Schriftzeichen gesehen.“

„Wohl möglich, Bruder Walter! Die Flüssigkeit wirkt schnell und sicher. Gedulde Dich nur noch fünf Minuten und Du wirst allerlei lesen können.“

Der Amerikaner zündete sich eine Zigarette an und begann mit großer Gemütsruhe zu rauchen, während Walter Rosen unruhig wie ein gefangenes Raubtier im Zimmer hin und her schritt.

Endlich warf der Jüngere den Zigarettenstummel beiseite. Dann goß er die erste Schale in ein Becken ab und füllte frisches Wasser ein.

„So, Walter, da ist schon was zum Lesen,“ meinte er und betrachtete prüfend die Schriftzeichen, die sich jetzt dunkelbraun von der gleichmäßig hellgelben Pergamentfläche abhoben.

„Hast Du schon etwas gefunden?“ unterbrach ihn sein Bruder ungeduldig.

„Well! etwas, aber ich werde nicht recht flug daraus. Es ist dies ein Blatt. Die obere Hälfte ist gut erhalten. Die untere völlig zerstört. Hier hat der Schimmel das Pergament ganz und gar in Schleim aufgelöst. Da hilft kein Beizen und kein Gerben mehr.“

„Und was steht auf dem erhaltenen Stück?“

„Dies selbst!“

Langsam begann der Ältere zu buchstabieren. Es ging nicht eben schnell bei der mittelalterlichen schnörkelhaften Handschrift. . . .

„Derweilen man denn kein Hylff mehr gewußt, sich vom Feind zu retten und zu lösen, sie selbst hatt . . .“ Hier wurde das Blatt vollkommen unleserlich.

„Was soll man damit anfangen?“ fragte diesmal William Rose mißmutig. „Rätseln ist nicht mein Metier.“

Walter Rosen versank in Nachdenken. Merkwürdig bekannt kamen ihm diese Worte vor. Ganz deutlich erinnerte er sich, noch vor kurzem etwas Derartiges gelesen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Nüssen.

Von Dr. med. Karl Reimer.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Genuß von Obst als eine — Nüscherei galt. Jetzt ist unser Verhältnis zu den Beeren-, Kern- und Steinfrüchten erfreulicherweise ein besseres geworden. Ist es nicht als ob bei Tisch plötzlich eine frischere, natürlichere, mehr seelische Stimmung über uns käme, wenn Obst erscheint?!

Eine Frucht aber, die so nahrhaft wie Fleisch ist, die Ruß nämlich, wird noch immer viel zu wenig beachtet und gewürdigt.

Wann essen wir eigentlich Nüsse? Gewöhnlich nur einmal im Jahre, zu Weihnachten. (Unter den glühenden Lichtern der grünen Tanne liegen sie mit köstlichen, rotbädigen Äpfeln und süßen, duftenden Pfefferkuchen auf den „Geschentellern“: die Walnüsse, Haselnüsse, Strachmandeln). Wenn man sich an den besonders gut und lecker bereiteten Festtagsgerichten mehr als gütlich getan hat, nimmt man noch 3 oder 4 Walnüsse, zerdrückt sie mit den Händen oder mit dem Knacker und schickt sie hinterher in den schon überladenen Magen.

Wald aber melden sich allerhand unangenehme, lästige und heftige Verdauungsbeschwerden. Man räsoniert laut oder im stillen über die „Unverträglichkeit“ der Nüsse und ärgert sich, daß man wieder der Dumme gewesen.

Wer schimpft, hat immer Unrecht. Jedenfalls ist die Ruß besser als ihr Ruf — als Nachtisch nach einem schon an sich reichlichen Essen. Dann wird sie ungenügend gekaut, in Brocken schnell verschluckt und gibt dem „vollen Bauch“ völlig den Rest. Nur gärt, gischt und brodeln es darin.

Manche Leute klagen, daß sie keine Nüsse essen könnten, weil sie gleich zu husteln und husten anfangen. Das hängt auch damit zusammen, daß sie die Nüsse nicht gehörig kauen. Die harten, trockenen, groben Partikel reizen leicht die hintere Rachenwand und erregen dadurch Husten. Das ist eben der Vorzug der Nüsse, daß sie gut eingespeichelt werden müssen, was zu ihrer Verdaulichkeit wesentlich beiträgt. Das bringen nur gute Zähne und langsame Esser zuwege. Aber das sind Dinge, die man heutzutage selten findet.

Vor allem aber soll man Nüsse nicht am Ende, sondern als einen Teil der Mahlzeit und zwar im Verein mit mäßigen Nahrungsmitteln, namentlich mit zartem grünen Salat, mit frischen Früchten oder jungen Gemüsen, genießen. Solch ein Zusatz verbessert gar sehr ihre Verdaulichkeit. Unter der Einwirkung der in den grünen Vegetabilien und im frischen Obst enthaltenen Alkalisalze, besonders des Kali und Natron, wird das Rußweiß genau so leicht wie Fleischweiß vom Magen ausgenutzt. Jetzt ist es keine Gärungen noch andere Verdauungsstörungen.

„Süß wie die Ruß“, ist ein häufiges Wort. Es trifft zumal auf frische, saftige Walnüsse zu, die sehr schmackhaft sind. Immerhin ist es nötig, die zähe Haut abzuschälen und die Kerne im Munde zu einer rahmähnlichen Masse zu verwandeln, um Magenbeschwerden zu vermeiden. Indessen halten sich frische Walnüsse nur einige Wochen lang und müssen gut getrocknet werden, um nicht schimmelig zu werden. Jetzt sind sie leichter verdaulich als frische. Ihre Bestandteile sind: Eiweiß 15,6%, Fett 62,6%, Kohlenhydrate (Stärke und Zucker) 7,4%, Mineralstoffe (Nährsalze) 2%, Zellulose (Faserstoff) 7,8%, Wasser 4,6%. Von den anderen Rußarten enthalten: Haselnüsse 21% Eiweißstoffe, 56% Fett, 2% Nährsalze; — Mandeln

24% Eiweiß, 58% Fett, 3% Nährsalze; — Kokosnüsse 8,6% Eiweiß, 76% Fett, 1,2% Mineralien; — Kastanien 14% Eiweiß, 70,3% Fett, 1% Nährsalze; — Paranüsse 17% Eiweißstoffe, 72% Fett, 1,8% Nährsalze.

Vergleichen wir diese Tabelle mit dem Eiweißgehalt des Ochsenfleisches, der 19 bis 20% beträgt (bei 10% Fett), so ergibt sich, daß im Durchschnitt 1 Pfund Nüsse gerade soviel Eiweiß liefert wie ein Pfund mageres Ochsenfleisch. Darum meint Dr. J. D. Kellogg, es sei nicht nötig um recht viel Beefsteaks zu essen, erst einen Ochsen oder eine Kuh zu töten, sondern man findet es ebenso reichlich in den verschiedenen Nüssen, besonders in den Erdnüssen (28%) und in den Mandeln (22–24% Eiweiß).

Ferner enthalten alle Nüsse über 50% Fett (mageres Ochsenfleisch nur 10%). Das ist aber das leichtverdaulichste Fett, das in einem Nahrungsmittel zu finden ist. Alle Nüsse sind nämlich aus kleinen Zellen zusammengesetzt, deren jede einzelne ihren Teil an Eiweiß, Fett und Dextrin (verdaute Stärke) enthält. Beim Zerreiben bildet sich eine rahmähnliche Masse, die sich im Magen in kleine Teilchen auflöst, die von den Verdauungssäften sofort bearbeitet werden. Butter, Speck und andere freie Fette dagegen schwimmen nicht nur in der Bouillon und den Saucen, sondern auch im Mageninhalt oben auf, hindern dadurch die Verdauung der anderen Speisen und müssen im Magen und Darm erst ordentlich geschüttelt werden, ehe die Verdauungssäfte auf sie einwirken können. Wenn also mageren, abgezeigten, bleichen Personen eine fettreiche Kost verordnet wird, so sollten diese statt Butter, Speck und dergleichen lieber (oder doch wenigstens häufig) recht viel Mandeln und andere Nüsse essen, die in ihrer chemischen Zusammensetzung, in ihrem Nährwert und ihrer Nuzanwendung für den Körper dem Fleisch fast völlig gleich sind. Beachtenswert ist auch die Tatsache, daß die Nüsse fast keine Stärke enthalten.

Aus dieser Betrachtung erhellt, daß die Nüsse es verdienen, unter den Nahrungsmitteln eine gehobene Stellung einzunehmen. Wenn sie diese diätetische Wertschätzung noch nicht gefunden haben, so liegt es hauptsächlich in der schon eingangs betonten Schwierigkeit beim Kauen, um sie dadurch richtig für die Verdauung vorzubereiten. Zum Teil auch darin, daß wir die Nüsse gemeinhin als Nachtisch und Beigericht ansehen, anstatt sie zu den Stapelnahrungsmitteln zu rechnen, zu deren glatten Verdauung Gemüse, Obst und Salate unentbehrlich sind.

Gefocht oder geröstet und gemahlen aber stellen die Nüsse gute und billige Quellen von Eiweiß und für Körperkraft. So lassen sich aus den verschiedenen Nüssen, zumal Haseln und Mandeln, und den Mehlsorten unter Zutat von Eiern und Zucker wohlgeschmeckende, nahrhafte und leicht verdauliche Mehlspeisen, Puddings und Gebäcke herstellen. Auch Fleischerspeisen, sogenannte vegetarische Bratlinge, die man zum Gemüse reicht, gewinnen an Nährwert und Wohlgeschmack, wenn man bei ihrer Zubereitung reichlich fein zerriebene Nüsse oder Kastanienbrei mit verwendet.

Walnüsse, wie auch Haseln und Mandeln, geben eine gute Butter, die um die Hälfte billiger ist als Rühbutter, weil sie frei von Wasser und Salz ist. Erdnüsse liefern feines Tafelöl.

Die Nahrungsmittelindustrie bringt jetzt köstlich munde, nahrhafte und leicht verdauliche Präparate von gemalzten Nüssen auf den Markt. Das sind gute Hilfen in der Rekonvaleszenz und Krankenkost, aber auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus dürfte die Nüsse dem — jetzt so teuren Fleisch vorzuziehen sein.



Generalmajor v. Doen
Kommandant des österreichisch-ungarischen
Kriegspressequartiers.



Benzinausgabestelle in einer deutschen Etappenstation.